
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 93 Bromberg, den 23. April 1933.

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten

I.

„Ach was, das dumme Herz!" Die Augen der Missis Clifford, die kerzengerade in dem schweren, ledernen Klubsessel saß, funkelten den Professor durch die großen, ungefaßten Brillengläser kriegerisch an.

Das Gesicht des Arztes überzog jenes gütige Lächeln, das die Patienten mit Ruhe und Hoffnung auf ein langes Leben zu erfüllen pflegte.

„Wir dürfen es nicht übersehen, gnädige Frau. Gewiß, ich habe gegen die Operation keine Bedenken — aber immerhin, in Ihrem Alter . . ."

„Alter, Herr Professor? Ich weiß nicht, was Sie meinen! Wozu komme ich fast jedes Jahr von Newyork zu Ihnen? Damit Sie diese lächerliche Einbildung, die die Menschen vor der Zeit lähmt, bekämpfen! Und nun reden Sie vom Alter! Haben Sie mir nicht vor fünf Minuten erklärt, ich sehe aus wie vierzig?"

Professor Seitz lachte leicht und melodisch wie ein geübter Sänger. „Sie haben natürlich recht, gnädige Frau. Die kleine Halsoperation überstehen Sie spielend. Sie wissen ja, daß gerade Halskorrekturen mein besonderes Spezialgebiet sind."

„Na, also — nun reden Sie vernünftig, Professor. Ich will nicht mehr lange mit diesem Greisenhals herumlaufen. — Dazu sind wir doch noch zu jung — trotz unserer vierundsechzig! Was, lieber Professor?"

„Nicht so laut, Miß Clifford. — Sie wissen doch, anfangs der vierzig! — Ihre Zimmer sind bereits in Ordnung. Ich werde Oberschwester Martha benachrichtigen. Schwester Jolanthe wird Sie betreuen."

Mit ihrem elastischen Gang schritt Missis Clifford durch den langen, weißen Korridor, durch dessen Bogen man in den großen Turnsaal der Privatklinik hinuntersah. Die Amerikanerin blieb stehen und blickte interessiert auf ihre Mitpatientinnen, die da unten nach den Methoden von Professor Seitz sich ihre Jugend zu erhalten versuchten.

Elektrische Apparate surrten. In wildem Rhythmus wurde eine korpulente Dame auf einem künstlichen Pferd hin und her geschüttelt. Auf sich drehenden Walzen liefen nackte Füße unermüdlich, als seien die Frauen, zu denen sie gehörten, zur Strafe der Tretmühle verurteilt. Schlanke Körper schwangen sich in knappen Badeanzügen an Ringen durch die Luft. Zarte Fäuste in unförmlichen Boxhandschuhen, trommelten gegen den Punchingball.

„Jung bleiben — schlank werden!" hämmerten die Apparate . . .

Unermüdlich liefen die nackten Füße, boxten die zarten Fäuste, schwangen die Körper durch die Luft . . .

Aufmerksam beobachtend liefen dazwischen die Turnlehrerinnen, ob alle Übungen genau nach Anordnung ausgeführt wurden.

Missis Clifford nickte vor sich hin. Alles war genau wie vor zwei Jahren, da sie zuletzt hier gewesen. Sie meinte sogar, noch bekannte Gesichter wiederzufinden . . . Plötzlich fühlte sie einen leichten Schwindel . . . Die Figuren der Turnerinnen verschwammen ineinander . . . Die korpulente Reiterin auf dem elektrischen Pferd wuchs ins Riesengroße und schien allein den Raum zu beherrschen . . .

Helene Clifford krampfte sich mit der rechten Hand am Geländer fest. Mit der linken griff sie nach ihrem Herzen, um das sich ein eiserner Reif zu legen schien. „Das dumme Herz!" — sagte sie leise und mit einem ärgerlichen Unterton. „Wir wollen dich schon Mores lehren!"

Die Schwester, die in ihrem weißen Kittel den Gang herunterkam, trat auf sie zu. „Ist Ihnen nicht wohl, gnädige Frau?"

Die Figuren trennten sich, der eiserne Reif löste sich in einem befreienden Aufatmen. „Danke, Schwester Martha — es geht schon wieder!"

„Ach, Missis Clifford — herzlich willkommen! Waren Sie schon beim Professor?"

Die alte Dame ergriff die dargebotene Hand. „Ich komme soeben von ihm. Er meint, das Herz . . ."

Das ernste Gesicht der Schwester veränderte sich nicht. „Darf ich Sie in Ihr Zimmer begleiten?"

Sorgsam stützte sie die Patientin, die mit kleinen Schritten den langen Gang hinunterschritt.

In dem hohen, hellen Zimmer standen die großen Koffer wie plumpe Tiere, die ihr Maul geöffnet hatten. Schmale, energische Hände langten hinein und verteilten sorgsam und geschickt den Inhalt in die Schrankfächer. Durch die blinkenden Scheiben warf die Herbstsonne ihre letzten Strahlen und hüllte die nüchterne, streng hygienische Einrichtung in einen warmen Schein.

Lautlos huschte die zierliche Gestalt in dem grauen Kittel durch das Zimmer. Mit einer leisen Scheu fuhren manchmal die Hände über ein schimmerndes Stück Seide, über weiche, duftige Spitzen.

Schwester Jolli war siebzehn Jahre alt. Das blasse Gesicht lugte aus der großen, gestärkten, blütenweißen Kappe, die das Haar abschloß und selbst diesem kindhaft einfachen Gesicht einen strengen, unpersönlichen Ausdruck gab.

Nun war sie fertig. Die beiden Koffer waren leer. Die großen, braunen Augen blickten mit ruhiger Sachlichkeit um sich, ob alles in Ordnung sei. Nichts war in diesem Ge-

sicht, was Unruhe verriet. Es war still und bescheiden, klar und rein.

Mit zögernden Schritten trat Jolli auf den Schreibtisch zu. Die Bilder, die sie dort aufgestellt hatte, zogen sie an. Im Mittelpunkt von ihnen stand ein junger, heiterer Mensch, mit trotzigen, knabenhaften Zügen. Zu Pferde . . . Im Auto . . . In einem Kreis lachender junger Mädchen . . . Wie fröhlich sie lachten! Wie unbekümmert! Ein wehmütiger Zug trat in Jollis Gesicht. Zwei feine Linien zuckten um den jungen Mund.

Die Tür ging auf. Sie erschrak und stellte hastig das Bild auf die Schreibtischplatte. Mit einem leichten Klirren fiel es um. Schwester Martha, die Missis Clifford noch immer stützte, sah es mit einem mißbilligenden Blick. Sie führte die Patientin zu einem bequemen Sessel, der am Fenster stand, durch das man einen weiten Blick über kleine, gepflegte Schrebergärten hatte.

Prüfend sah sich die Oberschwester im Zimmer um. „Bist du fertig, Jolli?" Ein Kopfnicken, ein geflüstertes Ja als Antwort. Schwester Martha wandte sich an Missis Clifford. „Das ist Jolli — sie wird ganz zu Ihrer Verfügung stehen, gnädige Frau."

Die Brillengläser der alten Dame richteten sich auf die junge Gestalt. „Sie sind noch nicht lange hier?"

„Doch, gnädige Frau, mein ganzes Leben."

„Jolli besuchte vor zwei Jahren noch das Lyzeum", — erklärte die Oberschwester. „Es ist gut, Jolli, du kannst gehen."

Die große, weiße Haube neigte sich. Man schien es kaum zu bemerken, daß sie gegangen war.

Missis Clifford sah ihr nach. „Wer ist dieses junge Mädchen?"

Schwester Martha ging mit den energischen Schritten eines Feldwebels, der die Front abschreitet, im Zimmer umher. Ihre großen weißen Hände fuhren ordnend über die Gegenstände, die sich ihnen unwillig zu fügen schienen. „Jolanthe Falk ist seit ihrer Geburt in unserer Klinik."

Helene Clifford war ehrlich erstaunt. „Und ich habe sie bis jetzt nie gesehen? Obwohl ich doch alle zwei Jahre hier bin?"

Martha lächelte. Ihr Gesicht schien bei dieser Veränderung einzufrieren, so starr und leblos wurde es bei dieser aufgezwungenen Gefühlsregung. „Ein Mädchen wie Jolli übersieht man leicht. Vor zwei Jahren wünschte der Professor . . ." Der Rest des Satzes verlor sich in einem feindseligen Blick. Sie verbeugte sich und schritt der Tür zu. Aber Helene Clifford war nicht die Frau, die man mit halben Worten abspeiste. „Haben Sie nicht soviel Zeit für mich, Oberschwester, um mir Näheres über diese Jolli zu berichten? Ich wünsche es nicht, von Leuten bedient zu werden, deren Herkunft man in absichtliches Dunkel hüllt!"

Schwester Martha drehte sich um. Der Wunsch der reichen Patientin war in diesem Hause Befehl. „Ich weiß nicht, ob es Ihnen angenehm sein wird, Missis Clifford. Jollis Mutter starb in unserer Klinik an einer Halsoperation vor siebzehn Jahren."

Unwillkürlich fuhr Helen Cliffords Hand über ihren Hals. Unbewegt sprach Schwester Martha weiter. „Es war der erste Fall dieser Art — damals, den der Professor operierte. Jollis Mutter hatte sich dem Professor sozusagen zur Verfügung gestellt. Sie war eine junge Witwe, und ohne Aussicht, sich und ihr Kind zu ernähren. Vor der Operation wurde alles genau festgelegt. Bei einem unglücklichen Ausgang verpflichtete sich Professor Seitz, für das Kind bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr zu sorgen."

„Jollis Mutter starb bei der Operation?"

„Ja —, aber gerade diese Operation war der einzigste Ausweg, der das Leben der Patientin hätte erhalten können."

Ein Schweigen lastete für Sekunden in dem Raum. „Seither hat der Herr Professor immer wieder diese Krankheit behandelt — jedesmal mit dem besten Erfolg."

„Die kleine Jolli sieht sehr traurig aus" — sagte Helene Clifford leise. — „Sie hat von Jugend auf den Ernst des Lebens kennen gelernt. In unserem Beruf ist man nicht heiter, Missis Clifford — oder man ist ein leichtfertiger Mensch. Ich habe das Kind erzogen."

Die magere Gestalt der Schwester verneigte sich leicht und ging aus der Tür.

In dunklen Streifen senkte sich der Abend über die Gärten, in denen die letzten Astern verblühten. Ganz aufrecht saß Helen Clifford in ihrem schwarzen Kleid und sprach zu sich selbst, wie Menschen es tun, die viel allein sind. „Keine Liebe, diese Oberschwester — kein Herz! Pflicht ohne Güte ist schlimmer als Leichtfertigkeit." Streng und unerbittlich war ihr Gesicht, während von ihren Lippen sich von Zeit zu Zeit Worte des Bedauerns und des Mitleids lösten und wie heimatlose Vögelchen durch dieses seltsam unwohnliche, nur für kurzen Aufenthalt berechnete Zimmer flogen. „Armes Kind . . . Armes Kind!"

Jolanthe Falk stand in ihrem kleinen Zimmer im obersten Stock des Hauses, das sie seit Jahren bewohnte. Es war kahl und trübselig. Das Fenster, in die schräg nach oben fliehende Wand eingelassen, sah geradewegs in den Himmel. Von Möbeln das Allernotwendigste. Puritanisch streng, einfach und hygienisch, der Ausdruck des Wesens der Oberschwester, die Jolanthe diese Dachkammer eingerichtet hatte.

Mit der müden Bewegung der Menschen, deren Kraft der Tageslauf verbraucht, ließ sich Jolli auf einen Stuhl nieder. Legte die Hände in den Schoß. Sann vor sich hin . . . Nicht sentimental — wie hätte sie bei ihrem Leben sentimental werden können, — auch nicht sehnsüchtig . . . Nur voll von diesem stillen Staunen über das Leben und die merkwürdigen Wünsche, die seit Monaten mit einer zähen, unbekämpfbaren Gewalt durch ihre Seele stießen. Die ihr wie fremde, schillernde Vögel erschienen, die von irgendwo her, aus einem fernen, bunten Lande kamen und eine tastende Unruhe hervorriefen, die in ihr blieb, so sehr sie selbst darüber verwundert war. War es der Herbst, der in diesen Tagen in wehmütiger Pracht einen goldenen Mantel über die Erde breitete?

Sie gab sich keine Rechenschaft über dieses Glimmen ihrer Seele, das immer wieder erlosch, und wartete doch voller Spannung, daß es neu erstehen möge. Dann wurde alles um sie herum unwirklich und wesenlos, und nur der Taumel der verwelkenden Natur schien ihr wie eine Offenbarung, in der sie sich auflösen und verwehen konnte.

So unbestimmbar war dieses Empfinden ihres siebzehnjährigen Herzens . . . Vor einer alten, mit gelben Kringeln verzierten Kommode, die sie als einziges Erbstück aus der elterlichen Wohnung mitbekommen hatte, kniete sie nieder, kramte in der untersten Schublade wie nach einem Schatz. Und brachte endlich eine kleine Stoffpuppe zum Vorschein. Ein häßliches Ding, nicht zu vergleichen mit den spitzengeschmückten Puppen, die in den glänzenden Spielwarenläden standen.

Sorgfältig schloß Jolli die Tür, als schäme sie sich ihres Beginnens, setzte die Puppe auf den Tisch und begann leise mit ihr zu reden . . . Zu erzählen von tausend Kleinigkeiten, die tagsüber sie bedrückt — immer mit dieser leisen Scham in der Stimme, und dennoch aus einem inneren Zwang heraus . . . Und die kleine alte Puppe — ihre einzige Gefährtin durch das Land der Jugend — hörte zu. Nahm alles in sich auf und von Jolli weg — verwahrte es in ihrem Puppenherzen und brachte es zum Schweigen . . .

Und während Jolli erzählte, löste sie die strenge Mütze und das kastanienbraune Haar quoll wie aus langer Haft befreit hervor.

Der herbe Ausdruck ihres Gesichts verlor sich. Die Wangen schienen sich anmutig zu runden. Aus den klugen Augen befreite sich ein schalkhaftes Leuchten. Ein Lächeln öffnete den weichen Mund.

Jolanthe Falk, das Kind des Krankenhauses, saß vor ihrer Puppe und, gleich bunten Schmetterlingen, gaukelten ihre Träume um den grauen Weg ihres Alltags.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stimme der Glocke.

Skizze von Lisbeth Purwins-Irrittié.

Feierabendläuten im Dorf. Stille auf dem Kirchenplatz. Aus dem Gebüsch löst sich eine Gestalt. Groß, wuchtig, kantig. Mit ungelenken Fäusten. Sie schwankt auf die Kirche zu. Mit der Gebärde des Jammerns. Die Hände flehend erhoben.

„Höre auf, Bärbel, sie lebt!" ruft der Mann zur Glocke empor. „Bärbel, Bärbel, höre mich!"

„Wer ist das dort?" fragt der Fremde entsetzt. „Ein Wahnsinniger?"

„Der Bauer", wird ihnen zur Antwort. „Früher stürzte er empor und fiel dem Glöckner in die Arme. Jetzt läuft er wimmernd um die verschlossene Kirche, bis der letzte Glockenton verklungen ist. Haben Sie nie davon gehört?" —

Um sein verschuldetes Anwesen zu retten, hatte der Bauer des reichen Müllers Tochter geheiratet. Grobknochig und derb, mit breiten Schultern und Hüften, fegte sie täglich scheltend über seinen Hof. Heinrichs Liebe aber gehörte Bärbel, der zierlichen blondgelockten Glöcknerin. Seit der Vater gestorben war, verwaltete sie des Toten Amt. Um die gelähmte Mutter zu ernähren. Partner beim Läuten war ihr Heinrichs Hütejunge geworden.

An einem Herbstabend muß der Bauer ihn vertreten. Schweigend ziehen sie an den harten Strängen. Du, du . . Du, du . . singt die Glocke. Wie geborgen sich Bärbel in der Kraft fühlt, die von ihm ausgeht! In dieser festen, breiten Wucht. Nur seine Hände beunruhigen sie. Sehen sie doch aus, als wären sie zwei eigenwillige, aus sich selbst heraus regierte Wesen, über die sein Wille keine Macht besitzt. Beim Abschied reißt er sie in seine Arme. Sie will sich wehren. Doch sie wird überwunden von seiner Stärke.

„Wir gehören ja zusammen, Bärbel", sagt er. „Seit damals schon. Als ich die Zwillinge des Schulzen verprügelte. Auf dem Heimweg aus der Schule. Weil sie dich schlagen wollten. Weißt du's noch, wie ich sie nahm? Mit jeder Hand einen."

Er schüttelt lachend die riesigen Fäuste. Bärbel fröstelt. Ja, so nahm er sie. Mit diesen selben Händen. Wie sie sich jetzt dunkel und gespenstisch gegen den Abendhimmel recken. Kantig und hart. Wie aus Holz.

„Aber du", flüstert er. „Wenn du damals nicht dazwischengekommen wärest, dann —"

„Was dann?" fragt sie stockend.

„Na — wer weiß, ob du ihnen nicht auch das Totenglöcklein . . ."

„Heinrich!" schreit das Mädchen auf. „Du hättest sie — — du könntest wirklich — —" Sie taumelt.

„Unsinn, Bärbel, ich scherze nur", lacht er dröhnend. „Und ich habe ja nun einen guten Geist, der mir Einhalt gebietet, wenn meine Kraft mit mir durchgehen will. Wenn's mich schüttelt, als wenn der Sturm die Eiche durchbraust. Wie eben jetzt, Bärbel." Und er reißt sie von neuem an sich.

Einige Wochen später um die gleiche Zeit.

„Bärbel!" ruft Heinrich vor der Kirchentür. „Ich habe die Scheidungsklage eingereicht. Warum meidest du mich und weichst mir aus? Liebst du mich nicht mehr?"

„Doch, Heinrich", flüstert sie, „maßlos. Aber es steht etwas zwischen uns. Deine Hände . . ."

„Meine Hände? Was ist's mit ihnen?"

„Ich weiß es nicht. Ich fürchte sie. Im Traume sah ich sie so oft. So rot, Heinrich. Wie Blut."

„Bärbel!" stöhnt der Mann qualvoll auf. „Das kannst du träumen?" Fassungslos sieht er sie an. „Ich war zu heiß und wild zu dir. Ich habe dich erschreckt. Jetzt — will ich warten. Bis du mein bist." Grußlos schwankt er seinem Hofe zu.

In Bärbel brennt die Reue. Als der Hütejunge zum Läuten kommt, sagt sie: „Hole mir den Herrn! Ich muß ihn sprechen." Wartend steht sie am Fenster im Glockenstuhl. Da sieht sie Heinrich den Kirchenplatz betreten. Sein Weib folgt ihm. Mit beiden Fäusten stürzt die Bäuerin auf ihn zu. Ihr knochiges Gesicht ist haßverzerrt. Ihr keifendes Schelten durchschneidet die Stille. Der Bauer steht reglos. Die Lippen fest aufeinander gepreßt. Aber jetzt . . . Ein irres, höhnisches Lachen. Ihren Namen schreit die Bäuerin in wildem Haß. Heinrichs starre Ruhe löst sich. Ruckweise, wie eine Holzfigur, hebt er die Arme. Beugt sich über die Frau. Ringt sie zu Boden. Und die großen, schweren, drohenden Hände greifen nach ihrem Hals. Rot — blutig rot . . .

„Heinrich!" schreit Bärbel gellend auf. „Heinrich!" Er hört sie nicht. Sieht sie nicht. Zu hoch ist die Bärbel. Zu weit. Und plötzlich, mit einem Sprung, ist sie an der Glocke. Hängt sich an den Strang. Und läutet — läutet — läutet — . . .

„Heinrich, Heinrich! Hör' mich, hör' mich!" schreit sie mit der Glocke mit. Wie eine Wahnsinnige reißt sie am Glockenstrang. Heller Schweiß tropft von ihrer Stirn. Keuchend arbeitet sie. Dröhnend braust der gewohnte Klang über ihren Kopf hinweg. Wie Donner hallt es aus der Kirchturmspitze. Wie die Posaune des Gerichts schlägt der metallene Hammer gegen die Glockenwand. Dann taumelt sie zurück. Sie kann nicht mehr. Halb ohnmächtig tastet sie nach der Treppe.

„Bärbel!" gellt unten Heinrichs Stimme. „Höre auf, Bärbel! Sie lebt. Bärbel, Bärbel, du hast mich gerettet."

Mit einem jauchzenden Aufschrei breitet das Mädchen die Arme aus. Ihm entgegen. Und stürzt die steile Wendeltreppe hinab. Bis vor seine Füße . . .

Als der Bauer die tote Glöcknerin aus dem Gotteshause trug, lag ein verklärtes Lächeln auf ihrem Antlitz. Das ist die Geschichte des Mannes, dem die Stimme der Glocke heute noch das Herz zerreißt.

Der Lenz bringt sich um.

Eine heitere Geschichte aus den Bergen von F. Kappler.

Im Berchtesgadener Landl, hinten an der Salzburger Grenze liegt auf einer Leite oberhalb des Dorfes der Moserhof. Dort sind zwei Ehehalten bedienstet, der Jungknecht Lenz und Moidl, die Stalldirne. Die beiden haben ein „Gschpusi" zusammen, wie sich's gehört. Aber seit jüngstem ist im Grenzhaus ein neuer Finanzer aufgezogen, der kommt öfter als nötig ins Dorf herein und hat angefangen, mit dem Dirndl zu äugen. Das hat der Lenz bald heraus gehabt und sich seinen Schatz gehörig vorgeholt. Dabei ist ihm manches harte Wort entwischt, und sie hat ihm brav heimgegeben: Sie sei mit ihm nicht zusammengeheiratet und könne tun, was ihr gefällt. Der Grenzer in der feinen Montur gefalle ihr freilich besser als ein schmutziger Stallbub!

So haben sich die beiden blutig zerkriegt, und die Moidl hat mit dem Grünen erst recht geschäkert und getuschelt, justament! Der Bursche hätte den Rivalen am liebsten angepackt und ihn Mores gelehrt, aber was will einer machen gegen einen Beamten mit Säbel und Revolver. Schließlich hat er doch nochmals versucht, sich in Güte mit ihr zu verständigen. „Schau, wohin soll das noch führen? Wir zwei gehören doch zusammen, und heut' nacht komme ich wieder ans Kammerfenster zu dir!"

Spinnengiftig hat sie ihn abblitzen lassen: „So hab' ich's gern, erst ausmandeln und eifern und dann um gut Wetter bitten! Ich mag nimmer!" Hat sich umgedreht und ihn stehen lassen.

Wenn sie so buntgrob ist, denkt sich der Lenz, ist es noch nicht gefehlt. Läßt sich also nicht anmerken, wie es in ihm kocht, sondern sagt nur: „Mach' mich nicht verrückt, Madl, ich bin keiner, der sich wegen des erstbesten Laffen in den Dreck treten läßt. Es könnte leicht ein Unglück geben!"

„Unglück?" verhöhnt ihn die Dirn, „wär' schon ein Unglück, einen eifersüchtigen Liebhaber loszuwerden."

„Aber ich will nun einmal ohne dich nicht mehr leben, und wenn du mich denn schon gar nimmer magst, dann bring' ich mich eben um!"

Nur einen Lacherer kostet diese Drohung der Moidl. „Wenn einer soviel Freud' an der Lieb' und am Wirtshaus hat wie du, dann bringt er sich so schnell nicht um."

„Wirst es ja sehen", knurrt er finster, „ich hab' vom Krieg in Frankreich her noch ein scharfes Gift in meiner Truhe, wie es jeder bei sich getragen hat, falls er den Schwarzen in die Hände gerät oder den Kanadiern." Und hat ihr keinen Blick mehr gegönnt, sondern ist gegangen. Pfeilgrad ins Wirtshaus ist er gegangen, der Lenz. — — —

Tags darauf geht die Moidl trotz Sonntag in aller Frühe zum Füttern und Melken in den Kuhstall. Merkwürdig, daß sich der Bub noch nicht bemerkbar macht. Wie sie dann in der Küche die Morgensuppe aufs Feuer setzt und sich auf dem Hof noch immer nichts rührt, huscht sie rasch zum Roßstall hinüber. Bei ihrem Eintritt wiehern die Braunen hell auf und sind etwas unruhig. Die Futterkrippe ist noch leer. Nun bekommt sie es mit der Angst und stößt die Türe zur Knechtkammer auf.

Da liegt der Lenz in den Kleidern vom Abend vorher steif auf seinem Strohsack und regt sich nicht. Neben der Bettstelle entdeckt sie auf dem Boden eine geleerte Flasche. „Jetzt hat er sich doch umbrungen!“ Sie stürzt zur Bauernstube ins Vorderhaus, wo der Moser mit Weib und Kindern bei der Suppe sitzt. Die fahren nicht schlecht auf und rennen hinter ihr drein nach der Selbstmörderkammer. Der Bauer rüttelt den Leblosen derb an der Schulter, und richtig tut der einen harten Schnaufer. „Hin ist er noch nicht“, sagt gefühlvoll der Moser und überlegt weiter. Aber die Bäuerin weiß Rat. „Lauf in die „Post“ hinüber, Moidl, da ist ein Doktor zur Sommerfrische im Quartier; vielleicht, daß er ihm noch helfen könnte, dem armen Hascher.“

Das verzweifelte Mädchen macht den ganzen Gasthof rebellisch, aber der Stadtherr erklärt seelenruhig, er sei Doktor der Philosophie und habe keine Ahnung von Medizin. Doch sie bittet und bettelt so herzerweichend, daß er zuletzt mit ihr geht.

Unterdessen haben sie den Bewußtlosen zurechtgelegt, ihm den Kragen abgetan und das Hemd auf der Brust geöffnet. Er atmet jetzt recht wacker, aber sein Antlitz ist totenblaß und schmerzlich verzogen. Wirr hängen ihm die schwarzen Haare in die Stirn herein, ganz grausig ist er anzusehen. Der zum Retter Erkorene beugt sich tief über ihn, fährt aber gleich darauf wieder in die Höhe und rümpft unwillig die Nase. Dann blickt er forschend umher, nimmt die Flasche vom Boden auf und riecht hinein.

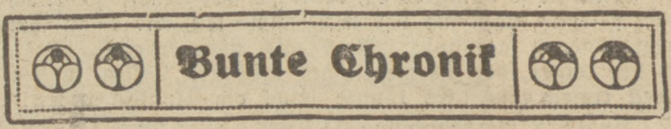
„Liebe Leute“, lacht er belustigt, „diese Vergiftung kann ich auch erklären, obschon ich kein Mediziner bin. Einen Enzianrausch hat er und keinen geringen! Laßt ihn getrost ausschlafen, den Saufaus, dann ist es wieder gut.“

Jetzt ist dem Moidl ein Mühlstein vom Herzen gefallen, und sie hat wieder und wieder gestammelt: „Vergelts der Himmel, Herr Doktor, vergelts der Himmel tausendmal!“

Darauf haben sich die anderen langsam zurückgezogen, sie aber hat sich einen Schemel an seine Liegestatt herangerückt und ist ihm nicht von der Seite gewichen. Nicht einmal, wie es zum Hochamt geläutet hat.

Erst am späten Nachmittag hat der Selbstmörder die Augen aufgeschlagen und etwas verständnislos um sich geblickt. Da ist ihm die Moidl um den Hals gefallen und hat ihn abgebusselt wieder und wieder und sich nicht das Geringste aus dem Enzianduft gemacht, der ihr dabei in die Nase gestiegen ist.

Im nächsten Frühjahr mit den Staren haben die Liebesleutchen schleunigst das Aufgebot bestellt und Hochzeit gefeiert. Und war ein Jubel und eine Glückseligkeit — nicht zu sagen.



Bunte Chronik

... fallen wie Kräuter im Maien.

In einer Untersuchung über den Urzustand unserer Flußtäler gelangt Professor Robert Gradmann zu der Ansicht, daß die Wiesen die ihnen eigentümliche Flora lediglich der Arbeit der Sense verdanken. Die Natur hat bekanntlich jedem ihrer Geschöpfe die Mittel gegeben, sich im Lebenskampfe zu behaupten. Eine große Zahl von Pflanzen, darunter namentlich die Gräser, besitzt die Fähigkeit, aus der Wurzel immer wieder neue Sprosse zu treiben. Dieser Eigenschaft bedürfen sie, weil sie sich nicht dagegen schützen können, von Weidetieren noch vor der Samenreife ihrer Triebe beraubt zu werden. Andere Pflanzen wehren sich dagegen durch Stacheln und Dornen sowie dadurch, daß sie giftige oder wenigstens schlecht schmeckende Stoffe enthalten. Diese Pflanzen würden also vom Biß der Tiere verschont bleiben und im Laufe der Zeit durch Samenvermehrung die Nutzpflanzen verdrängen. Dem gebietet jedoch der Sensenschnitt Einhalt, den nur die Nutzpflanzen überstehen. So dient das Mähen nicht nur dem gewollten Zweck der Futtergewinnung, sondern besorgt auch eine Auslese, die allein den Bestand einer Nutzwiese gewährleistet.



Rätsel-Ecke



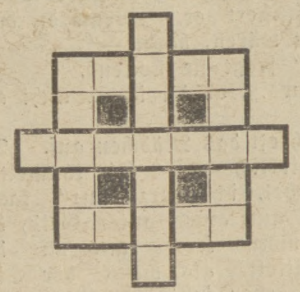
Irrgarten.



Wer findet sich aus diesem Labyrinth heraus, ohne sich zu verlaufen?

*

Quadrat mit Kreuz.



A A A B D E E E F I K K L M N N N N O R R R T T Z.

Vorstehende Buchstaben richtig in die leeren Felder der Figur eingesetzt, ergeben Wörter von folgender Bedeutung:

waagerecht:
1. fürstliche Kopfbedeckung
2. Stadt in Italien
3. Nadelbaum

senkrecht:
1. Stärke
2. Stadt am Rhein
3. Einbringen der Frucht.

*

Scherz-Rätsel.

Grund / Bahn   steh R

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 88:

Zoologischer Garten:

Königstiger, Reh, Okapi, Kamel, Otter, Damhirsch, Iltis, Leopard. = **Krokodil.**

*

Scherz-Austausch-Rätsel: Sherry-Herr.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg